

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Sonderausgabe Mai 2022

Vor 77 Jahren - bedingungslose Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945



Sowjetisches Ehrenmal im Tiergarten

Foto: Elli Tellmann

Einmarsch der Roten Armee in Berlin 1945

Einleitung von Elli Tellmann

Die Russen kommen!

Angst griff um sich in der ostdeutschen Bevölkerung und bei den Berlinern*innen.

Die NS-Propaganda hatte das ihre dazu beigetragen, diese Angst zu schüren. Das Bild der bolschewistischen Untermenschen, bar jedes zivilisatorischen Verhaltens, der „Mongolensturm“, wie Goebbels es formulierte, und damit Assoziationen an die vor hundert Jahren heranstürmenden wilden Hunnen weckte, hatte sich tief in das Bewusstsein der Deutschen eingegraben. Hinzu kamen die Bilder der Wochenschauen von Massakern an der deutschen Bevölkerung in Ostpreußen. Auch die ostdeutschen Flüchtlinge, die im Winter 1944/45 in Scharen vor den vorrückenden sowjetischen Truppen nach Sicherheit im Westen suchten, wussten von Greuelthaten zu berichten. Der deutsche

NS-Staat hatte einen Vernichtungskrieg gegen die Sowjetunion geführt und nun entlud sich der ganze Hass nach Millionen Verlusten bei Soldaten und Zivilpersonen und jahrelangen erbitterten Kämpfen gegen Deutschland und seine Bevölkerung.

Von der tatsächlichen Konfrontation mit den Rotarmisten berichten Zeitzeugen*innen, damals im Kindesalter, sehr unterschiedliche Erlebnisse. Teils wird von panischer Angst und kindlichem Unverständnis, teils von großer Abenteuerzeit und freundlichem Umgang

Inhalt	
Tellmann: Einleitung	1
Rackow: Wasserleichen und Panzerf.	2
Böhm: Kriegsende 1945 I	4
Böhm: Kriegsende 1945 II	5
Dentler: Begebenheiten...	6
Wachtmann: Die Russen sind da	7
Meyer: Erinnerung Kamminer Straße	9
Roseneit: Zum Tag der Kapitulation	12
Sonnabend: Kriegsende...	13
Gratulationen	16
Ankündigung	16

mit den russischen Soldaten erzählt. In jedem Fall waren es einschneidende Eindrücke, die den Nachgeborenen durch die persönlichen und anschaulichen Schilderungen Einblicke in diese brisante Zeit vermitteln, wie es kein Geschichtsbuch leisten kann.

Wasserleichen und Panzerfäuste Kriegsende in Friedrichshagen Von Lutz Rackow

Gemächlich trieben zwei weitere Wasserleichen in der schwachen Strömung spreeabwärts vom Müggelsee Richtung Köpenick. Vorbei an unserem Kajütboot, das wir selbst, vielfach verankert, versenkt hatten. Die Idee der Eltern, womöglich über Spree und Dahme vor der herannahenden Front zu fliehen, war längst aufgegeben worden. Sonst wären wir übrigens auch wahrscheinlich eher in das Gebiet der „Kesselschlacht von Halbe“ südöstlich Berlins geraten, die zu diesem Zeitpunkt bereits in vollem Gange war, wie wir viel später erfuhren.

Die Zahl der Opfer, die allein dort in knapp 14 Tagen noch kurz vor Kriegsende umgebracht wurden, wird später auf bis zu 50.000 geschätzt. Deutsche und sowjetische Soldaten, Familien aus dem Gebiet, Flüchtlinge, Kriegsgefangene. Ein „Stalingrad vor den Toren Berlins“. Bis wenige Tage vor Kriegsende andauernd besonders aussichtslos. Kapitulation abgelehnt. Führung zuletzt geflohen. Eine Abschlachtung. Heute fast vergessen. Der riesige Waldfriedhof dort wenig besucht.

Zwei Tage nach Hitlers Geburtstag am 20. April kam es bei uns in Berlin-Friedrichshagen zu zahlreichen Selbstmorden. Am Spreetunnel, in den der Bäckermeister H. ein großes Loch gesprengt hatte, warfen sich etliche Menschen, die den Untergang des NS-Staates nicht überleben wollten, in das eiskalte Wasser. Die „Front“ war zu dieser Zeit noch etliche Kilometer entfernt.

Außer Selbstmördern trieben auch ganze Sammelbände der NS-Zeitung „Völkischer Beobachter“, vorbei. Und Bücherladungen in Kartons. Einen Band hatte ich neugierig herausgefischt. Das war „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“. Mit Lederrücken. Verfasst von Alfred Rosenberg, dem „Chefideologen der NSDAP“ und ein führender Rassenfanatiker, der die Deutschen als „Volk ohne Raum“ zu ermuntern suchte, sich diesen im Osten zu rauben. Weil die dort Lebenden „Untermenschen“, ohnehin als minderwertig weitgehend „ausgemerzt“ zu werden verdienten.

Diese Vokabel, die wohl aus der Rattenbekämpfung stammte, hatte ich als 12-Jähriger schon oft gehört und gelesen. Besonders zur Hetze gegen alle Juden.

Dem institutionalisierten NS-Terror war auch der Bruder meiner Mutter schon zum Opfer gefallen. Wegen Wehrkraftersetzung von der eigenen Ehefrau angezeigt, beim „Schwarzhören“ von Feindsendern erwischt, von einem Kriegsgericht verurteilt. Als Sturmpionier auf ein Himmelfahrtkommando an der Leningrad-Front kam er in den Wolchow-Sümpfen spurlos um.

Einen Tag vor der sowjetischen Besetzung Friedrichshagens ruhten die Angriffsspitzen der, wie wir später erfuhren, „1. Bjelorussischen Stoßarmee“, wohl noch in den flachen Schützengräben, die auch meine Familie (mit eigenem Gartengerät) in den letzten Wochen im verwurzelten Sandboden der angrenzenden Müggelwälder ausheben mussten. Für den „Volkssturm“, die Rentner- und Kinder-Miliz des „allerletzten Irrsinns - wie das unser Vater nannte. Auch einen „Panzergraben“, auf dem Spazierweg am westlichen Müggelsee-Ufer, der dort ein kleines Feuchtgebiet durchquerte. Weiß der Kuckkuck, wie und warum sich dorthin ein sowjetischer „T 34“ verirren sollte.

Die Spree-Leichen trieben weiter, mein Bruder und ich, wir waren schon mehrfach mit

Handfeuergerät, Karabinern und sogar Panzerfäusten vom Vorgarten zum Ufer unterwegs gewesen. Zuletzt mit unserer Karre. Immer wieder lagen dort weitere Waffen im Gebüsch. Außer Pistolen und Maschinenwaffen.

Alles wegen unserer ängstlichen Bedenken, das Grundstück würde als Heckenstellung benutzt oder missverstanden werden. Die Welle der Flüchtlinge war schon durch. Einige waren erschöpft zu uns abgeschwenkt, hockten im Keller. Eine völlig verängstigte Frau, die den Kühler ihres dampfenden Opel-Behelfslieferwagens (mit aufgesetzter Pritsche) bei uns nachfüllte, beschwor uns mit angstweiten Augen und panischer Stimme dringlich: „Um Gottes Willen, fliehen Sie. Wir kommen aus Herzfelde; der Ort hat dreimal den Besitzer gewechselt. Was wir erlebt haben, entsetzlich!

Doch unsere Familie war sich einig geworden: Das Unvermeidliche wollten wir an Ort und Stelle im Unterstand zwischen Spree und Wohnhaus zu überstehen suchen. Seit Wochen hatten unsere Eltern mit benachbarten Vertrauten jede Ausweichmöglichkeit als letztlich zwecklos heimlich besprochen.

Alsbald suchten uniformierte Deutsche die regellose Flucht über die Spree. Sportboote wurden aus Lagerschuppen der Wassergundstücke gezerrt. Aber die liefen im Handumdrehen voll, sofften ab. Schon eine Woche zuvor waren sogar die Paddelkähne in einer Volkssturm-Aktion durchlöchert worden. Der Roten Armee sollten sie wohl nicht als Übersetzhilfe dienen. Der Tunnel war inzwischen voll Wasser. Alles absurd. Einen Tag brauchten die sowjetischen Pioniere, um an der selben Stelle eine auch für Panzer geeignete Brücke zu schlagen, die inzwischen längst überflüssig geworden war.

Die fluchtartige zurückweichende, einst so stolze „ Deutsche Wehrmacht „trat hier nur noch in Gestalt einer dünnen Schwarmlinie

aus müden Landsern, klapprigen Volksstürmern und ängstlichen Jungen, nicht viel älter als wir, in Erscheinung. Keine HKL (Hauptkampflinie) , die sich vom Gegner löste, mit Kanonen, Geschützen, Panzern, Panzerjägern mit Panzerfäusten, schweren MG und solcher „hardware“. Und sich nun in die von Goebbels kommandierte „Festung Deutsche Reichshauptstadt“ in vorbereitete Stellungen zurückzog. Nichts davon kam vorbei. Zum Glück.

Nur ein Sturmgeschütz mit Balkenkreuz, gepanzert mit 8,8-Kanone und Raupenkette hielt zuletzt bei uns gegenüber. Die beiden Soldaten dort an Deck rauchten, sahen lässig aus. Wie in der „Wochenschau“ im NS-Kino. Dort meist von Siegesfanfaren begleitet. Die Landser mit der Kanone erschienen angstfrei, eher zuversichtlich. Warum nur? Auf meine Frage, was denn nun wohl geschehen würde? bekam ich zur Antwort: „Wenn die ersten Iwans durch die Panzersperre (die noch offen stand) auftauchen, kriegen sie eins vor den Latz. Und wir rollen eine Ecke weiter.“

Auf der sonst menschenleeren Straße hüpfte noch ein Kerl tatsächlich in kompletter brauner SA-Montur umher. Einer der Familie P. Als Super-Nazi im Ort allgemein bekannt. Die Panzer-Landser: „Such dir schon ma en Boom aus. Auf Leute, wie dich ist der Iwan besonders scharf.“ Ich habe ihn nie mehr wiedergesehen.

Plötzlich ein Krachen und Geschieße. Peitschende Einschläge. „Ratsch-Bum“ wurden die Geschosse sowjetischer Granatwerfer genannt, die wegen ihrer Splitterwirkung besonders im Straßenkampf eingesetzt wurden. Wir Kinder wussten schon allerhand über Waffen. Inzwischen hockten wir längst alle - Familie, Nachbarn Flüchtlinge - dicht gedrängt im Unterstand am Spreeufer. Schnellfeuer, einzelne Feuerstöße, Ruhe. Irgendwann tauchen wir auf. Vom Nachbargrundstück wurden zwei verängstigt in einer Mauernische kauernde Volkssturmmänner

von Rotarmistinnen auf die Straße geschubst. Eingesammelt. Vor unserem Zaun eine umgestürzte Zugmaschine. Um sie herum eine Gruppe getöteter deutscher Flaksoldaten. Schon ohne Stiefel.

Die Männer erkannte ich. Erst kurz zuvor hatte mich einer von ihnen zum Schippen eines Walls um ihre Flakstellung am Fürstenwalder Damm beordert. Schussrichtung Strandbad Müggelsee. Sie waren wohl umgangen worden und zu spät geflohen.

Die Angreiferinnen waren längst Richtung Köpenick unterwegs. Alles Mädels, in solider Montur. Ohne Stahlhelme, mit Schnellfeuer-gewehren (runde Magazine) bewaffnet. Sie kümmern sich nicht um die Häuser und ihre Bewohner. Die Plünderer kamen erst viel später. Nachdem die endlosen Panzerkolonnen, die inzwischen Müggelseedamm und Friedrichstraße (heute Bölschestraße) völlig verstopfen. Dazwischen bespannte Geschütze, einzelne Panjewagen. Ein lückenloses Gedränge, dann endloser Stau. Soldaten sprangen ab, zogen regellos durch die angrenzenden Parterrewohnungen, suchten Beute, die in ihre Gefechtsbeutel passte. Vor allem natürlich „Uhri, Uhri“. Nahe dem „Bräustübl“ haben sich alte Zivilisten, Männer, über einen frischen Pferdekadaver hergemacht. Sie schneiden sich große, blutige Fleischbrocken heraus. Schaurig. Das Geschütz ist zerstört. War das die Granate des Sturmgeschützes vor unserer Tür?

Die toten Flaksoldaten waren an den Straßenrand geschleift worden. Niemand kümmerte sich um sie. Die Zivilisten hatten inzwischen damit begonnen, die Einzelhandelsgeschäfte in der Friedrichstraße zu plündern. Tengelmann und „Pommersche Meiereien“. Wir kamen viel zu spät.

Hatten aber zuvor schon zwei Speckseiten aus den Garagen der Friedrichshagener Großschlächtere von Schwalbach (da wo heute „Netto“ ist) erbeutet. Bis sich plötzlich Fluglärm näherte. Eilig waren alle Rotarmisten in den Häusern verschwunden. Wir waren draußen geblieben. Die Maschine trug

das Balkenkreuz. Das waren ja „Unsere“. Wir hatten noch nicht begriffen, bereits „auf der anderen Seite der Front“, zu sein. Irgendwo krachende Einschläge. Später war zu erfahren, dass eine Bombe das Ehepaar Opalka mit ihrem kleinen Schreibwarenladen an der Volksschule umgebracht hatte. Eine zweite erschlug eine alte Frau und einen plündernden Rotarmisten in der Rahnsdorfer Straße.

Hätten mein Bruder und ich die Speckseiten nicht erbeutet, wäre die Familie in den folgenden Monaten ohne Versorgung womöglich verhungert,

(Weitere selbst erlebte Episoden, Abläufe, Vorgänge und Zustände zum Kriegsende enthält auch mein 600-Seiten Buch „Spurensicherung 2 OEZ Berlin Verlag, 20,- Euro)

Kriegsende 1945 I Erinnerungen – haltbar gemacht Von Günter Böhm

Lebensmittel tun wir in den Kühlschrank, damit sie frisch bleiben. Aber: Was ist mit unseren Erinnerungen? Valerie Fritsch lässt in ihrem neuen Roman eine ihrer Figuren von einem „Einmachglas“ reden, „das noch die entferntesten Jahre haltbar“ macht, es sei ein „Behälter für den Schmerz“.

Wir Zeitzeugen helfen dabei, Vergangenes frisch zu halten, wir „füttern“ Jüngere damit. Aus Anlass von Jubiläen wird dies besonders gern aufgetischt. Der 75. Jahrestag der bedingungslosen Kapitulation des „Dritten Reiches“ ist wegen Corona nicht ganz groß gefeiert worden. Vergessen wurde das Kriegsende des Jahres 1945 nicht. Im Zeitzeugenbrief vom Juni/Juli 2020 ist an das Schicksal der Zwangsarbeiterinnen erinnert worden. Hier weitere Erinnerungen.

Das Leben spielte sich im Keller ab

Während der Fliegerangriffe saßen wir in den Luftschutzkellern. Jetzt waren es nicht mehr

die Fliegerbomben, vor denen wir uns fürchteten. Britische und amerikanische Bomber flogen keine Angriffe mehr auf die Reichshauptstadt. Jetzt kam die Rote Armee stündlich näher heran an Berlin. Das Donnern ihrer Kanonen wurde lauter.

Ich saß am Fenster der winzigen Wohnung, die meinen Eltern nach dem Ausbomben zugeteilt worden war. Plötzlich hörte ich lauten Motorenlärm. Und dann Schüsse. Am Himmel waren kleine einmotorige Flugzeuge zu sehen, die in die Straßen im Nordosten Berlins hinein schossen. Meine Mutter schrie mir zu: „Weg vom Fenster!“ Ich sah noch die Hoheitszeichen an den Maschinen: rote Sterne. Sie bereiteten den Einmarsch der Bodentruppen vor.

Eilig liefen wir in den Luftschutzkeller. Erwarteten dort die „Russen“. Würden sie Gräueltaten begehen, von denen die „Deutsche Wochenschau“, die im Kino vor dem Hauptfilm lief, immer wieder berichtet hatte? Wir verbrachten Stunden voller Angst. Dann wurde die stählerne Luftschutztür geöffnet, Sowjetsoldaten mit Maschinenpistolen im Anschlag kamen herein und musterten uns. Unter ihnen Asiaten, die ersten, die ich gesehen habe. Sie zogen bald weiter, Richtung Innenstadt. Es wurde unvermindert verbissen gekämpft. Viele verloren noch ihr Leben. Tage später war der Zweite Weltkrieg vorbei. Hitler-Deutschland hatte bedingungslos kapituliert.

Wieder und wieder sind Geschichten vom Einmarsch der Roten Armee im Jahr 1945 erzählt worden. Manche haben sie sich von der Seele geschrieben. Es ist nötig, sie aufzubewahren.

Kriegsende 1945 II

Von Dieben und Käufern

Von Günter Böhm

Wir waren Halbstarke, und die Sowjetsoldaten, die die deutsche Hauptstadt erobert hatten, wirkten oft nicht viel älter. In gewisser Weise hatten wir gemeinsam Spaß. Eines

Tages beobachteten wir, wie junge Rotarmisten mit gerade „eroberten“ Fahrrädern zu fahren versuchten. Bein über die Stange, Pedale treten und los – leider hatten sie nicht ans Balance halten gedacht. Der Versuch endete umgehend mit einem Sturz auf das Pflaster. Wir Bengels lachten, und sie wurden ärgerlich.

Wie gefährlich wir in diesen Tagen lebten, wurde manchmal urplötzlich klar. Meine Mutter schickte mich im Mai 1945 zum Einkaufen. Der Tante-Emma-Laden im Berliner Stadtteil Weißensee verkaufte aus den Beständen an seine Kunden. Der Händler kannte sie alle persönlich. Als ich mit anderen wartete, kam ein betrunkenener Sowjetsoldat mit einer Pistole in der Hand herein und verlangte „Uhri, Uhri“. Auch von mir. Ich besaß keine Uhr. Bedrohlich fuchtelte er mit der Waffe vor mir herum. Eine Frau setzte geschwind einen Ring ab, den sie ihm gab. Er verließ zufrieden das kleine Geschäft. Bald kauften uns die Rotarmisten Wertsachen mit neuartigen „Deutschen Reichsmark“ ab. Die Druckstöcke, um sie herzustellen, hatten die Sowjets von den USA bekommen, die ihre Soldaten von Anfang an mit diesem Geld ausgestattet hatten.

Die ersten „Amis“ tauchten im Juli 1945 in einem Jeep mit weißem Stern auf der Kühlerhaube auf. Berlin war zur Viersektoren-Stadt geworden. Die beiden Soldaten in dem Auto trugen blinkende Helme auf den Köpfen, und ihre Uniformhosen hatten Bügelfalten. Sie verkauften eine Zigarette für 10 dieser Reichsmark aus eigener Herstellung.

Die Sympathie der Frauen erkaufte sie sich mit Zigaretten, Schokolade oder anderen begehrten Sachen. Ihre sowjetischen Waffenbrüder wendeten Gewalt an. Nachts drangen sie in die Wohnungen ein, wir hörten die Schreie der Frauen. Uns stahlen sie ein paar Sachen, die meine Eltern nach dem Ausbomben unserer Friedrichshainer Wohnung auf „Fliegerschein“ hatten kaufen können. Aus Soldaten waren Räuber und Vergewaltiger geworden.

Bald hatte sich die Soldateska ausgetobt, die sowjetische Führung unterband dann Übergriffe. Gegenüber unserem Wohnhaus beobachtete ich folgende Szene: Ein Soldat wurde von einem Offizier, der eine grün umrandete Mütze trug, mit Fußtritten malträtirt. Er flog durch die Luft, landete auf dem Pflaster, der Offizier kam heran und trat ihn erneut. So ging das Schauspiel vom „fliegenden Soldaten“ noch eine Weile weiter.

Begebenheiten zwischen dem 22.4. und dem 24.4.1945 in Berlin

Von Ina Dentler

1. Am 22. April 1945 verfolgte mein Vater in den USA mit anderen Kriegsgefangenen den Vormarsch der Russen. Sie hatten sich heimlich ein Radio gebaut. Er hörte, dass die Russen Teltow bei Berlin, nicht weit entfernt von Lichtenrade, erreicht hatten. In diesem Augenblick begrub er jede Hoffnung, uns wiederzusehen, denn er war fest davon überzeugt, dass die russische Armee Berlin dem Erdboden gleichmachen und die Menschen verhungern oder in ihren zerbombten Häusern verbrennen lassen würde – ganz so wie die deutsche Wehrmacht auf ihrem Marsch bis nach Stalingrad und zurück. Er war anfangs dabei gewesen. Hatte Unvorstellbares erlebt, was ihn sein Leben lang nicht mehr losließ. Eine Gelbsuchterkrankung hatte ihn vor dem Kampf um Stalingrad bewahrt. Man hatte ihn nach der Genesung in den Rommelfeldzug geschickt.

2. Am 23. April 1945 lag Stille über Berlin. Nach den Bombenangriffen war es eine Lautlosigkeit, die die Nerven schmerzhaft bis zur Unerträglichkeit anspannte. Irgendwann gegen Mittag war dann ein fernes Grollen zu hören, als zöge ein Gewitter auf.

„Das sind Kanonen“, sagte mein Großvater. Meine Großmutter und meine Mutter sahen ihn ungläubig an, bevor sie ins Haus liefen, um die verabredeten Vorkehrungen zu treffen. Mit meinen kaum sieben Jahren hatte ich

noch nie gesehen, dass Erwachsene so voller Angst sein konnten, dass alles um sie herum zu vibrieren schien. Es war, als würden sie von Flammen umzingelt. Ich hatte das einmal in der Nachbarschaft nach dem Abwurf von Brandbomben gesehen.

Gerade so musste die Nachricht vom Einmarsch der Russen auf Frau Neumann gewirkt haben, denn ich hörte den Großvater meiner Mutter zuflüstern, dass sie erst ihre Kinder Hanna und Klaus und schließlich sich selbst vergiftet habe. Hanna war eine meiner Freundinnen gewesen. Mein Gott, murmelte meine Mutter und faltete die Hände. Für mich klang das wie eines von Grimms Märchen, wo die böse Stiefmutter die Kinder umbringt. Aber das gibt es in Wirklichkeit doch nicht, versuchte ich mich zu beruhigen. Doch gleichzeitig war da die Frage, ob oder wer statt Hanna, die ich noch ganz lebendig vor mir sah, neben mir sitzen würde, wenn wir irgendwann wieder zur Schule gehen konnten. Zwei Wochen später wurden Hanna und Klaus beerdigt. Ihre Mutter hatte überlebt.

3. Wir lebten nun plötzlich im Keller unseres Hauses wie sonst nur bei Bombenalarm. Ich verstand das nicht so recht. Zwei Russen – die ersten, die wir zu Gesicht bekamen – torkelten mit knallenden Stiefeln die Treppe hinunter. Sie rochen, als wären sie in ein Bierfass gefallen. Mit ihrem struppigen schwarzen Haar und den glühenden, fremdländischen Augen sahen sie sehr furchteinflößend aus. Sie schwenkten jeder wild einen Dolch, den sie, unverständliche Worte brüllend, auf der Suche nach Uhren und Schmuck in eine Matratze nach der anderen bohrten. Entsetzt waren wir alle von den Betten gesprungen, bevor sie die Matratzen der ganzen Länge nach aufschlitzten. Einer der Soldaten blieb vor meiner Tante Grete stehen. Die Dolchspitze berührte ihre Brust. Auf dem Dolch standen die Worte ‚Alles für Deutschland‘. Er stand ruhig vor ihr und sah sie an. Alle starrten gebannt auf das blanke Metall. Nur die stampfenden Schritte des an-

deren Russen und das Rascheln der herausquellenden Matratzenfüllungen waren zu hören.

„Frau komm!“ Der Soldat senkte den Dolch, ergriff Tante Gretes Arm und zog sie durch die Tür hinaus ins Treppenhaus.

„Frau komm“, brüllte der andere Soldat und lief ihnen in das obere Stockwerk nach. Eine Tür wurde aufgetreten. Holz splitterte. Gegenstände fielen zu Boden. Tante Grete schrie. Es waren schrille, dann unartikulierte Töne. Schließlich war nur noch ein fernes Wimmern und hin und wieder die Stimmen der Russen zu hören. Warum tut denn keiner etwas? Man muss ihr doch helfen, dachte ich in Panik versetzt.

Erst jetzt sah ich, dass der Großvater nicht mehr im Keller war. Meine Mutter mit meiner kleinen Schwester auf dem Arm und meine Großmutter saßen reglos wie Statuen da, bevor sie uns an sich drückten und streichelten. Lange Zeit danach polterte es im Treppenhaus, als würde ein Sack heruntergeworfen. Dann Stiefelgetrappel die Treppe hinab und um das Haus herum zur Straße. Von Furcht erfüllte Stille folgte. Irgendwann waren auf der Treppe langsame, schwere Schritte zu hören, dann wieder Stille. Einige Zeit später tastende, schleifende Geräusche, die sich näherten. Schließlich drückte Tante Grete rückwärtsgehend die Kellertür auf. Sie hatte den Großvater wie eine Stoffpuppe unter den Armen gepackt und zog ihn in den Kellerraum. Gemeinsam mit meiner Mutter und meiner Großmutter legte sie ihn auf eines der Betten. Er war ganz bleich und lag mit geschlossenen Augen da. Ein feiner Schnitt schien sein Gesicht vom Haaransatz bis zur Nasenwurzel zu teilen. Blut lief einer Tränenspur gleich über die Wangen in den Hemdkragen. „Stirbt der Großvater?“, fragte ich. Tante Grete schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht war grau verschmiert (wie alle anderen jungen Frauen hatte sie sich mit Asche alt gemacht). Ihr Kittel wurde nur notdürftig von zwei verbliebenen Knöpfen zusammengehalten, ein Ärmel war ausgerissen, der andere hing in Fetzen herab. Hals, Gesicht und

Oberarme zeigten blutunterlaufene Flecken und Kratzspuren.

Im oberen Stockwerk klingelte das Telefon. Das Erstaunen ließ meine Mutter für einen Augenblick erstarren, dann rannte sie, als habe der Apparat eine belebende Anziehungskraft, dem Läuten entgegen.

„Wir leben noch,“ hörte ich sie zu irgendjemandem sagen.

Die Russen sind da!

Von Marianne Wachtmann

In den Schreckenstagen des Krieges haben alle Menschen nur den einen Gedanken gehabt: Wenn nur der Krieg erst vorbei ist, alles andere kann nicht mehr so schlimm werden.

Nun war er wohl vorbei, die Russen waren jetzt die Machthaber und hatten das Sagen, die Kanonen schwiegen, kein Fliegeralarm mehr, aber die Entwarnung für die Menschen war doch noch nicht so richtig greifbar.

Wir wurden aufgefordert, das Haus sofort zu verlassen, es sollte ein Quartier für die Besetzer werden.

Da standen wir nun alle an einem sonnigen Apriltag 1945 vor unserem Haus mit den notwendigen Habseligkeiten. Auch ich als 7-jähriges kleines Mädchen stand mit einem Köfferchen an der Hand meiner Mutter vor der Tür und nahm Abschied. Unser Weg führte uns zu den Großeltern in der Nähe der Frankfurter Allee.

Bei den Großeltern sah es zuerst friedlich aus. Es gab nicht so viel zerstörte Häuser in der Straße, die Wohnung war nicht beschädigt von den Bomben und ein paar Reserven Essbares waren auch noch in der Speisekammer. Doch der Schein trug. Gleich in der ersten Nacht wurden wir von entsetzlichem Krach auf dem Treppenflur geweckt. Russische Soldaten wollten sich mit Gewalt Eintritt in die Wohnungen verschaffen. Sie riefen laut „Uri, Uri und Frau kommt mit,“. Das waren

wohl die ersten deutschen Worte, die sich jeder russische Soldat in Deutschland einprägte, deren Bedeutung mir aber bei weitem nicht klar war. Am nächsten Morgen, als sich wieder alles beruhigt hatte - denn bis zur dritten Etage, in der meine Großeltern wohnten, waren sie nicht durchgekommen - wurde als erstes ein Versteck für meines Opas goldene Uhr und für den bescheidenen Schmuck Omas gesucht. Man entschied sich für den Blumentopf auf dem Fensterbrett in der Küche. Ebenfalls in der Küche wurde der Küchenschrank vor eine Wandvertiefung gerückt und ein Brett als weitere Abdeckung bereitgestellt. Hinter dieser Verkleidung verschwand meine Mutter bei jedem Lärm im Treppenflur. Die Bedeutung dessen war mir damals allerdings noch nicht klar.

Die allgemeine Aufregung über eine mögliche erneute Belästigung durch die Soldaten befiel mich aber immer wieder. Eines Nachts ging es wieder besonders heftig los. Erst kurzes Gepolter, dann Stimmen und nach einer Weile in der Nähe ein Schuss. Dann wieder Stille. Nun waren wir dran. Meine Mutti war schon verschwunden in der Nische in der Küche, und ich musste unter die Bettdecke mit dem strengen Hinweis, mich nicht zu rühren oder vorzukommen, bis meine Oma mich erlöst. Ich begann zu schwitzen vor Angst und Wärme unter der Decke. Angestrengt lauschte ich auf jeden Laut und jedes Geräusch. Zwei Soldaten kamen in das Zimmer, sprachen wieder über Uri, Uri. Mein Opa hatte auch wieder den gleichen Spruch parat, der bedeutete, dass wir arm sind und keinen Schmuck haben und dass die Uhr schon ein anderer Soldat erbeutet hat. Was wir aber hatten, war eine alte wertvolle Wanduhr mit Pendel an der Wand im Schlafzimmer neben zwei alten geretteten Gemälden. Dafür interessierten sich die Soldaten, aber zum Mitnehmen war sie wohl zu groß. Meine Großeltern mussten sich dann beide unter die Uhr stellen, flankiert von den zwei Bildern. Sie sollten erschossen werden, weil die Russen wütend waren. Ich hörte es genau an ihren

Stimmen und dem Gestampfte mit den Gewehren. Nachdem meine Großeltern an der Wand ganz still standen, blieb auch mir fast das Herz stehen. Es dauerte für mich unendlich lange, aber es blieb alles still. Ich traute meinen Ohren nicht, als ich nur noch einen Fluch und Getrappel hörte, dann klapperte die Tür und es war ruhig. In dieser Nacht habe ich nicht mehr geschlafen. Ich musste immer fort zu der Wand sehen, wo meine Großeltern erschossen werden sollten. Die beiden Bilder von der Wand habe ich nun gerbt, und wenn ich sie betrachte, denke ich oft an diese schreckliche Nacht.

Die Zeit verging, und meine Mutti wurde immer unruhiger über die Lage in unserer Straße seit Verlassen unserer Wohnung. Deshalb machte sich mein Opa mit ihr auf den Weg nach Hause, um zu sehen, wie es aussieht. Aber alles war noch von Soldaten abgesperrt, der Kampf um Berlin war immer noch nicht vollständig zu Ende. Doch mein Opa ließ sich nicht so leicht abweisen. Er wollte in unser Haus, vielleicht gab es dort noch etwas Essbares oder wenigstens etwas zu sichern, damit man uns nicht die letzten Habseligkeiten stehlen würde. Die Soldaten fragten nach einem Propusk (Ausweis, Genehmigung o. ä.), und den hatte mein Opa sogar bei sich. Nicht den gewöhnlichen Personalausweis, sondern ein Mitgliedsbuch des Männerchors der Fleischerinnung, und der war rot. Bloß gut, dass man in Russland kyrillische Buchstaben schreibt und die wenigsten Soldaten damals unsere Schrift lesen konnten. Der rote Ausweis wirkte sehr positiv für die beiden. Sie bekamen also zehn Minuten Zeit, um in unser Haus zu gehen und sich anschließend bei der Wache zu melden. Voller Entsetzen konnten sie feststellen, dass in unserem Haus ein absolutes Chaos herrschte. Alle Schränke waren ausgekramt, Hausrat war in den Keller gebracht worden zum Kochen und Essen für die Soldaten. Unsere schöne blaue seidene Bettdecke diente als Fußabtreter, der Treppenflur als Toilette und Hundert-Mark-Scheine als Papier.

Mit feinem Gespür für die Versorgung beim Militär rannte mein Opa in den Keller und fand einen Berg von Kommissbrotchen. Alt, hart und staubig, aber das schadete nichts. Schnell wurde der Sack - den mein Opa in dieser Zeit des ewigen Organisierens immer bei sich hatte - mit Broten gefüllt. Gerade zur rechten Zeit kamen beide wieder bei der Kontrolle an und konnten ungehindert passieren. Das war eine Freude in der Müggelstraße. Jeder konnte so viel Brot an dem Tag essen wie er wollte. Noch einige Tage reichte es für Brotsuppe, denn so konnte man es kaum noch kauen, aber es machte uns satt. Die gleiche Aktion wurde nach ein paar Tagen noch mal gestartet. Der Erfolg war ein Sack voll mit braunem klebrigem Rohrzucker. Er war zwar nicht so lebenswichtig, eignete sich aber vorzüglich zum Tausch gegen andere Lebensmittel.

Nach ein paar Wochen war es dann wieder so weit, dass meine Mutti es mit mir wagen konnte, nach Hause zu gehen. Eine Geisterstadt erwartete uns. Leere Häuser, wüster Unrat überall, Müll und Leichen, Gerümpel und Gegenstände aus den Wohnungen überall verstreut. Gespenstisch wirkten auch die weißen Laken, die aus einigen der zur Straße liegenden Fenstern hingen. Das sollte nun ein Zeichen der Kapitulation sein und damit das endgültige Ende des Schreckens. Wenn der Magen nicht so doll knurrte, machte das Leben auch wieder Spaß. Das schöne Wetter tat sein Übriges. Doch zunächst musste aufgeräumt werden. Die Soldaten hatten in der ganzen Straße alles umgekrempelt. Nicht nur, weil sie dort nach ihren Sitten und Gewohnheiten des Krieges gelebt hatten, man suchte auch hier nach Uhren und Schmuck in allen Schränken, Schubladen und Kästen. Nichts war mehr so, wie wir es verlassen hatten. Die Töpfe von den Mietern in der vierten Etage lagen auf dem Hof und die Deckel unserer Töpfe in der vierten Etage. So war es mit fast allen Küchengegenständen. Wir Kinder hatten unseren Spaß daran, alles zusammenzutragen und wieder an die Besitzer zurückzugeben. Es war ein ewiges Gelaufe und Gesuche in der

ganzen Straße. Langsam kamen alle, die noch lebten und in Berlin geblieben waren, in ihre Wohnungen zurück. Schwer war es für alle, sich wieder zurechtzufinden. Der Hunger herrschte noch, viele waren krank, einige tot, keiner hatte eine richtige Arbeit und kein Geld, Schulunterricht gab es schon gar nicht, höchstens eine Gesundheitsuntersuchung oder Entlausung in den zerbombten Schulen in unserer Gegend.

Aber die Zeit heilt alle Wunden, und so verlief auch unser Leben allmählich wieder in geregelten Bahnen, die aber lange noch mit den ständigen Bemühungen für das einfache Überleben verbunden waren. Auch die Russen blieben lange noch ein Problem für uns, mit allem was noch kommen sollte.

Auszug aus meinen Erinnerungen „Kammer Straße“

Von Helmut Meyer:

Meine Eltern waren Kommunisten. Mein Vater 1934 verurteilt zur mehrjährigen Zuchthausstrafe wegen „Vorbereitung zum politischen Hochverrat“, danach in der „Strafdivision 999“, meine Mutter 14 Tage vor meiner Geburt aus der Beugehaft entlassen und unter Kontrolle der Gestapo in den Folgejahren, war der soziale und politische Hintergrund meiner Kindheit im Nazi-Berlin.

Zehn Jahre!

An den zehnten Geburtstag kann ich mich gut erinnern.

Das Kriegsende war nahe,

aber wie lange würde er noch dauern?

Es sollten noch – je nachdem, welches Datum man dafür setzte – ungefähr fünfzig Tage vergehen. Unterricht gab es schon seit Monaten nicht mehr in der Schule.

Meine Mutter hatte für uns einen Kuchen nach den nun üblichen Zutaten u.a. mit gekochten Kartoffeln zusammengemührt.

Kindergeburtstage fanden nicht mehr statt. Das Radio wurde nicht mehr abgeschaltet,

um ständig die aktuelle Luftlagemeldung abzuhören. Zwischendurch senden sie klassische Musik. Der Berliner Rundfunk hat ein neues Pausenzeichen: „Volk an's Gewehr!“. Die Ostfront verläuft längst auf deutschem Gebiet, aber die Nachrichten melden „Teilerfolge“ der Wehrmacht. Dann wieder Berichte über die Gräueltaten der Roten Armee.



Ein Russe mit Tellermütze ergriff die Lampe und eilte mit den anderen Russen durch die Winkel des Kellers auf der Suche nach verborgenen Soldaten... (Illustration: Helmut Meyer, 2015)

Am Richard-Wagner-Platz gibt es immer noch das Kino „Rheingold“. Zehnjährige dürfen zwar Menschen sterben sehen und Bomben fallen hören. Den UFA-Film „Der Mann, der Sherlock Holmes war“, einen harmlosen Jux, dürfen sie nicht sehen. Der ist erst ab 12 Jahre, Punkt. Wer hinein will, muss im Zweifel einen amtlichen Nachweis erbringen, zum Beispiel den Impfschein mit dem Geburtsdatum vorlegen. Mit etwas Geschick und Tinte wird aus der fünf des Jahres 1935 eine drei. Der Coup gelingt, und der Film läuft ohne Unterbrechung durch Tagesalarm bis zum Ende. Ich kann am nächsten Tag mitreden über Heinz Rühmann und Hans Albers.

Kulturelle Grundbedürfnisse können so stark sein, dass der Wunsch nach ihrer Befriedigung zur Urkundenfälschung verführt.

Vor dem Film läuft die Deutsche Wochenschau. Bilder von bolschewistischen Grausamkeiten sollten Angst machen. Ein Zehnjähriger konnte nicht wissen, dass der raffinierte Propagandaapparat Goebbels' dabei Regie führte. Ich fragte also meine Mutter, ob die Russen tatsächlich die Kinder mit der Zunge an Brettern festnageln. Mutter versucht mich zu beruhigen. Der abendliche Bombenalarm, der sich in der Nacht noch einmal wiederholt, lässt keinen Raum für Grübeleien über das, was kommt.

Am 27. April flog die Blechtür zum Luftschutzkeller auf, und mit dem lauten fordernden Ruf: „Deutsche Soldat?“, stürmten russische Kampftruppen in den Keller. Der von den Kämpfern mitgebrachte Kriegs-Geruch, Stahlhelme und die vorgehaltenen Waffen ließen unser Ende vermuten. Von einer Mieterin war ihre Dynamo-Taschenlampe aus Angst in Betrieb gesetzt worden. Einer der Russen, mit Tellermütze, ergriff die Lampe und eilte mit den anderen Russen durch die Winkel des Kellers auf der Suche nach verborgenen Soldaten. Sie beendeten schnell die Suche, kamen auf die Mieter zu mit der Forderung: „Uri, Uri!“ Was half's, die Mieter trennten sich schnell von ihren Zeitmessern. Bis auf einen betagten Mitmieter, Herrn Fechner, mit dem „Kaiser-Wilhelm-Bart“, dem noch wohlbeleibt, an einer goldenen Uhrkette eine Taschenuhr auf seiner Weste prangte. Der Soldat zeigte kurz mit fordernder Geste auf die Uhrkette, Herr Fechner betonte: „Das ist ein Erbstück von meinem Großvater“. Mit kurzem Griff und Ruck war Herr Fechner seiner Kette mitsamt Uhr entledigt. Herr Fechner brach in Tränen aus. Nun kam der Russe mit der Tellermütze zurück und drückte in dieser Situation der fassungslosen Mieterin ihre Dynamo-Taschenlampe wieder in die Hand. Die Truppe verließ ohne „Deutsche Soldat“, dafür mit den Zeitmessern der Mieter und der goldenen Taschenuhr von Herrn Fechner den Keller.

War es das? Oder waren wir erst nur noch einmal davongekommen?



In dem Durcheinander von Lastwagen, Munitionskisten und fortgeworfenem Kriegsgerät der Kamminer Straße sitzen die russischen Soldaten und rauchen. Im Erdgeschoss vom Haus Nummer 5 gegenüber, bei Frau Pahl von der Reichsarbeitsfront haben sie ein Koffergrammophon requiriert und spielen die Platten ab, die eben da waren: „Straße frei! SA marschier!“ und andere Märsche der „Bewegung“, eine makabre Szene (Illustration: Helmut Meyer. 2015)

Dann hält es uns Jungen nicht mehr im Luftschutzkeller. Vor den Häusern der Kamminer Straße 5 und 6 liegen tote russische Soldaten, die beim Kampf in der Straße es nicht in die rettenden Hauseingänge geschafft haben. Der bekannte Brandgeruch des Bombenkrieges von Berlin hat jetzt neue Nuancen hinzubekommen: Naphta und Machorka. Das waren wohl auch die ersten russischen Begriffe, die ich lernte, ein besonderes Benzin und der Tabak, der mittels Zeitungspapier zu „papirossi“ gedreht wurde und beim Rauchen fürchterlich qualmt.

Zwei Soldaten mit Maschinenpistolen haben einen dicken „Goldfasan“ aufgegriffen, einen Blockwart in braungelber Uniform mit braunen Langschäftern. Sie führen ihn durch die Straße. Zuerst wird er an der Litfasssäule Ecke Kamminer Straße zum Tegeler Weg

von seinen Langschäftern befreit. Später liegt er erschossen auf der Fahrbahn.

Unsere Clique erkundet neugierig alles, was sich in all diesem Chaos nun zeigt. Trotz der bewaffneten fremden Soldaten, die von uns keine Notiz nehmen und uns einfach dulden, wird unsere Neugier mit erschreckenden Bildern für das Leben geprägt, die man nach über 60 Jahren wieder vor Augen hat, wenn man heute an diese Orte der Ereignisse von damals kommt.

Am Tegeler Weg vor der Bahnunterführung steht ein ausgebrannter Panzer T34, auf der Fahrbahn liegen tote deutsche Soldaten, über die Panzer gerollt sind.

Auch die toten Rotarmisten vor den Hauseingängen der gegenüberliegenden Häuser Nummer 5 und 6 liegen noch 2 Tage nach den Kämpfen in ihrer erstarrten Haltung. Wir ziehen über die Mindener Straße zum Tegeler Weg. Hier haben die Russen eine Pontonbrücke über die Spree zum Schlosspark geschlagen für die Panzer und Armeefahrzeuge, die in Richtung Zentrum rollen. Wir stehen an der Brücke am Tegeler Weg, als die Russen uns auffordern, die Brücke zu überqueren. Während einer Unterbrechung der ständig rollenden Kolonnen laufen wir schnell über die nur aus Bohlen ohne Geländer bestehende Brücke. Der Parkweg an der Spreeseite des Schlossparks dient jetzt als Straße, auf der die Kriegsfahrzeuge in Richtung Luisenplatz rollen. Etwas fremd in dieser Kolonne nehmen sich darunter die mit kleinen zottigen Pferden bespannten Panje-Wagen aus, auf denen abenteuerlich aussehende Russen mit ihrer Bagage sitzen. Unter den Parkbäumen am Spreeufer stehen Panzer, auf den schon mit frischen grün sich abzeichnenden Parkflächen grasen die Panjepferde, denen man die Vorderbeine gefesselt hat.

Wir laufen neben der Fahrspur entlang, in den Grünanlagen stehen Kistenstapel mit zurückgelassener Munition und anderes fortgeworfenes Kriegsgerät.

Wir haben schon die Toten in unserer Straße und auf dem Tegeler Weg gesehen, in der Höhe der kleinen Treppe zur Spree liegen

unter den Sträuchern drei tote Napola-Schüler in den neuen Tarnuniformen, man hat sie aufgerissen ihre Unterhemden mit der HJ-Rune auf der Brust sind zu sehen.

Weiter geht es den Weg zur Puttengruppe am Karpfenteich, zwischen dem fortgeworfenen Kriegsgerät stehen zwei Horch-Cabriolets mit offenem Verdeck, darin sitzen russische Offiziere. Die Autoradios laufen, ein Sprecher verkündet die „Bedingungslose Kapitulation“ der Deutschen Wehrmacht und fordert dazu auf, alle Kampfhandlungen einzustellen. Zwischen dieser Aufforderung läuft klassische Musik.

Es ist der 2. Mai 1945. Die Berliner Garnison, unter dem Stadtkommandanten General Weidling kapituliert in einer Wohnung in Wilmersdorf.

Ein Ereignis, das dann von den Siegern am Abend durch ein alles erschütterndes Salut der Waffen über Berlin begangen wird. Erschreckt glauben wir an ein neues Aufflackern des Krieges.

Wir ziehen weiter zum Mausoleum im Schlosspark. Die Metalltür zur Gruft steht offen. Auf dem Vorplatz und an den Treppen liegen die aus der Gruft geschleppten Särge, die man aufgebrochen hat. Teilweise neben den Särgen liegen die mumifizierten Körper in zerschissenen Kleidern. Sicher hat man in den Särgen kostbare Beigaben und Schmuck vermutet. Die Grabräuber des 20. Jahrhunderts waren am Werk. Wir dringen in die Gruft ein. An den Wänden hängen die Kranzschleifen von den lange zurückliegenden Beisetzungen der Toten.

Unseren Rückweg versuchen wir über die Schlossbrücke. Die östliche Seite der Brücke ist durch die Sprengung in die Spree gesunken, die westliche Seite hängt mit großer Schiefelage noch in den Brückenlagern. Wir hangeln uns am Brückengeländer über die Spree auf den Tegeler Weg. Es gelingt uns mit zunehmender Sicherheit. Wir nutzen dann diesen Weg auch in den nächsten Tagen bei unseren Erkundungen am anderen Spreeufer.

Unsere Clique hat schnellen Kontakt zu den fremden Soldaten. Vor der Parterrewohnung von Frau Riese - ihr Mann war die rechte Hand des Dr. Ley, der die „Arbeitsfront“ befehligte - steht ein Armeelastwagen der Russen. Der junge rundköpfige Fahrer lacht freundlich, zeigt auf sich und sagt „Fedja“. Mit Händen und Füßen wird Verständigung versucht. Sein „Gitler kaput!“ habe ich behalten. Wir besuchen ihn öfter, und er teilt sein kürzlich erworbenes Vermögen mit uns, zum Beispiel Schachteln mit „Notverpflegung süß“ aus den Wehrmachtsbeständen.

Für mich hat er eine Spieluhr in poliertem Ed Holzgehäuse, die zwei Lieder kann: „Guter Mond, du gehst so stille“ und „Üb' immer Treu und Redlichkeit“. Die Pumpe am Tegeler Weg ist jetzt unsere Wasserquelle. Einmal am Tag hole ich einen Eimer, obendrauf schwimmt ein hölzernes Stullenbrett, damit nicht zu viel Wasser überschwappt. Man muss in der Schlange warten, ehe man mit dem Pumpenschwengel seinen Eimer füllen kann. Vor uns liegt dabei die Mittelpromenade mit den Obelisken für die eilig in langer Reihe dort bestatteten russischen Soldaten.

Zum Tag der Kapitulation am 8. Mai 1945 Von Manfred Roseneit

Mein Vater baute 1943 mit einigen Nachbarn während eines Fronturlaubs in unserem Garten einen Bunker.

Meine Mutter wurde 1944 mit uns kleinen Kindern im Rahmen der staatlichen Evakuierungsmaßnahmen nach Tremmen im Havelland auf einen Bauernhof vor der drohenden Kriegsgefahr in Sicherheit gebracht.

Gegen Ende 1944 wohnten wir aber wieder in der Preußensiedlung in Berlin – Altglienicke. Nach meiner Erinnerung waren die schlimmsten Luftangriffe so ab März/April 1945, die im südöstlichen Bezirk gegenüber der Zerstörung im Stadtzentrum doch sehr verhalten waren.

Aber die nächtlichen Luftalarme mit den lauten Sirenen machten Angst. Meine Mutter holte mich aus dem Schlaf, stellte mich im Bett aufrecht, und ich sackte wieder in mich zusammen. Das ging so zwei bis dreimal, wir mussten ja schnell runter in den Bunker.

Ich erinnere mich auch noch an die sogenannten „Weihnachtsbäume“ am nächtlichen Himmel, es waren die leuchtenden Zielmarkierungen der Aufklärungsflugzeuge für die Bomber, die ihre Bombenlast darin absetzten. Es war aber meistens weit außerhalb unseres Wohngebietes. Ein Waschhaus wurde von Bomben getroffen und zerstört. Als der Krieg im Mai 1945 zu Ende ging, war ich sechs Jahre alt, und die Angst vor Luftangriffen gab es dann plötzlich nicht mehr.

Dann gab es eine neue Angst: Die Russen kommen! Auf öffentlichen Straßen waren schlimme Plakate mit hässlich karikierten Soldaten zu sehen, die natürlich Ängste schürten.

Entgegen schrecklicher Erfahrungen anderer Menschen kann ich hier mein rührendes Erlebnis mit den russischen Soldaten niederschreiben. Auch nach 77 Jahren sehe ich es noch bildhaft vor meinen Augen. Es standen fünf bis sechs Soldaten an der Tür und klingelten bei uns. Meine Oma hielt ängstlich meine kleine Schwester auf dem Arm. Ein Soldat nahm ihr die Angst, indem er die kleine streichelte. Die waren liebenswert und kultiviert. Wie man heute weiß, hatten die Einheiten, die später kamen, den Befehl, sich gewaltlos der Bevölkerung gegenüber zu verhalten, weil die Sowjetunion Vertrauen aufbauen wollte.

In der „guten Stube“

Sie stellten ihre Gewehre an den massiven Wohnzimmerschrank. Meine Mutter und ich saßen auch am Esstisch. Jetzt wollten die Männer Wodka trinken! Gab es natürlich nicht. Ein Soldat, meine Mutter und ich gingen in den Keller an das Vorratsregal, wo eingewecktes Obst stand. Eine kleine Flasche Korn, die meine Mutter zum Tauschen aufbewahrte, befand sich in der letzten Reihe an

der Wand. Hatten sie aber noch nicht entdeckt, nur eine Flasche Haushaltsspiritus wurde gefunden. Meine Mutter machte panische Handzeichen und Gesten, dass dieses „Getränk“ nur zum Fensterputzen geeignet sei! Die Flasche Korn (0,5l) wurde dann gefunden und in das Wohnzimmer gebracht. Meine Mutter holte die üblichen kleinen Gläser aus dem Schrank. Es setzte starkes Gelächter ein, sie wollten große Gläser, sie brachte dann Biergläser, musste aber einen Testschluck nehmen!

In den großen Gläsern war der Inhalt kaum sichtbar!

Dem Wunsch nach Essen konnte nicht entsprochen werden. Sie holten dann aus dem Militärfahrzeug Kommissbrot, Butter, Wurst und Zwiebeln. Toll! Eine Sanitäterin kam auch noch dazu, beschenkte uns Kinder mit Kleinigkeiten.

Diese Russen waren sehr kinderfreundlich. Als sie dann gingen, lagen noch mehr als ein halbes Brot und andere Reste auf dem Tisch. Meine Mutter rief ihnen noch hinterher, aber das wollten sie gar nicht mehr haben. Wir konnten alles noch mit großer Freude verwenden.

Die damalige Ernährungssituation kann sich heute kaum jemand vorstellen.

Ja – das war unser Tag der Befreiung.

Das Kriegsende 1945 an der Scharfen-Lanke (Lanke-Werft) aus der Sicht eines Beteiligten, (Zeitzeuge)

Von Jörg Sonnabend

Die nachfolgenden Ereignisse beschreiben, wie ich als 11-Jähriger das Kriegsende in Berlin-Spandau, genauer gesagt Spandau Ortsteil Pichelsdorf/Scharfe-Lanke, erlebt habe. Es geht um die Monate April bis Juni 1945.

Als Anfang des Jahres 1945 die Fliegerangriffe immer häufiger und heftiger wurden, wurde der Schulbesuch für uns Kinder immer schwieriger. Zumal es sich jetzt überwiegend

um Tagesangriffe handelte. Der lange Schulweg, den wir hatten, bot einfach unterwegs zu wenig Schutzmöglichkeiten und die Gefahr, von einem Fliegerangriff überrascht zu werden, war groß. Von unseren Eltern wurden wir jetzt angewiesen, den längeren Schulweg über die Pichelsdorfer Straße zu nehmen, da sich dort in den Häusern Luftschutzkeller befanden. Immer haben wir diesen Rat nicht befolgt, ich kann mich erinnern, dass wir oft auf dem Heimweg beim Ertönen der Sirene rennen mussten. Zum Glück konzentrierten sich die Angriffe jetzt auf die Innenstadt, wie z.B. der verheerende Tagesangriff vom 28.03.1945, der die Spandauer-Altstadt weitgehend zerstörte. Es geschah aber auch, dass es während des Unterrichtes Alarm gab, wir mussten dann die Klassenräume schnell verlassen und uns in den Luftschutzbunker begeben. Dieser Hochbunker, den man erst vor ein paar Jahren abgerissen hat, stand auf der anderen Seite des Förderichplatzes. Überflüssig zu sagen, dass diese Bunker absolut bombensicher waren. Ungefähr Anfang April 45 kam der Schulbetrieb in unserer Schule gänzlich zum Erliegen. Um, wie es hieß, den „Befreiungskampf um Berlin“ zu überstehen, gab es für die Haushalte Lebensmittel-Sonderzuteilungen. Zu Menge und Qualität kann ich heute nichts mehr sagen, ich weiß nur, dass die Leute staunten, dass noch Lebensmittel in dieser Menge vorrätig waren. Ca. ab 20./21. April schliefen wir in unserem Luftschutzbunker. Dieser, in den Sand der Haveldüne hinein gebaute Stollen, bot doch einige Sicherheit. Zumal die „Luftlage“ (wie es damals hieß) immer unübersichtlicher wurde. Einen regulären Fliegeralarm gab es nicht mehr. Es tauchten jetzt unregelmäßig überwiegend sowjetische Flugzeuge auf, die sich ihrer Bombenlast ungezielt entledigten. Viel Schaden richteten diese russischen Doppeldecker Gott sei Dank nicht an, aber es krachte doch hin und wieder erheblich. Den Geschützdonner der näher rückenden Front hörte man jetzt beinahe ständig und einzelne Einschläge lagen schon in mittelbarer Nähe.

Es war eine eigenartige gespannte Stimmung unter den Leuten, niemand wusste, was uns erwartete, es kursierten die tollsten Gerüchte. Die verbliebenen bekannten Parteigenossen verbreiteten weiterhin „Endsiegstimmung“, sie erzählten von kommenden Wunderwaffen und von der legendären Armee Wenck, die angeblich vor Berlin steht, um uns zu befreien. Es wurde auch von marodierenden und wütenden Rotarmisten berichtet, einiges wurde bewusst übertrieben, aber einiges mussten wir später leider ertragen. Ängstliche Erwartung und Ungewissheit waren vorherrschend. Nachdem am 27. April 45 Spandau praktisch besetzt war, rückten die Russen in unsere Richtung, Pichelsdorf, Bocksfelde, Weinmeisterhornweg vor. Erst später bekamen wir mit, dass es dort noch heftige Kämpfe gegeben hatte. Versprengte Trupps deutscher Soldaten, die sich noch vor den nachrückenden Russen in Sicherheit bringen wollten, kamen immer wieder bei uns vorbei. Eines Morgens, das Datum weiß ich nicht mehr, war es dann soweit. Jemand sagte: „Sie sind da!“ Die noch verbliebenen Männer und wir Jungs natürlich dazwischen, drängten uns zum Ausgang.

Vor dem Bunkereingang stand ein russischer Panzer, ein T 34 mit aufsitzender Infanterie. Heute noch erinnere ich mich an die erdbraunen Uniformen und die runden grünen Stahlhelme der fremden Soldaten. Wir Kinder wurden aber schnell wieder in den Bunker, in unsere Hängematten beordert. Es folgte ein Ereignis, das für mich bis heute immer noch gegenwärtig prägend ist: Durch den Luftschutzstollen, vom nördlichen zum südlichen Eingang, stürmte ein russischer Offizier. Mit einem blutigen Kopfverband, russisch schimpfend, schoss er beim Laufen ständig mit einer Pistole in die Decke. Alles lag flach, nur mir oben in meiner Hängematte flogen buchstäblich die Kugeln um die Ohren. Aber alles ging noch mal gut. Dann kamen welche, die alles durchsuchten und Uhren forderten, „Uri, Uri“, wie sie sagten. Unsere Wohnungen, die gegenüber unserem Bunker lagen, wurden auch durchsucht. Hierbei bin ich mein Fahrrad losgeworden.

Wie ja allgemein bekannt, gab es auch viele Übergriffe auf Frauen, wir als Kinder haben davon nicht viel mitbekommen, unser Bunker blieb davon weitgehend verschont. Wir hatten aber auch einen „Schutzengel“. Dieser Schutzengel war Albaner, von uns „Albani“ genannt (Den Namen weiß ich nicht mehr). Dieser Albaner arbeitete während des Krieges auf der Werft, wie er dort hingekommen ist, ist nicht bekannt, ich weiß nur, dass er mit allen gut befreundet war und er ein Verehrer Hitlers war. Albani sprach fließend russisch, redete ständig mit den russischen Soldaten und Offizieren und konnte sie so scheinbar etwas besänftigen.

Die Russen richteten auf dem Werftgelände ein Heerlager ein. Mit Pferden bespannte „Panje-Wagen“, Lastwagen und auch einige Panzer standen auf dem Gelände. Für uns Kinder alles neue und interessante Fahrzeuge und Ausrüstungsgegenstände. Kinder hatten von den Russen eigentlich nichts zu befürchten, im Gegenteil; wenn wir um die Pferdewagen rum standen und die Verpflegung bestaunten, die dort lagerte, bekamen wir schon öfter mal etwas ab. Mal ein Stück Brot oder ein Stück Speck. Plötzlich wurden Frauen gesucht, alles war in heller Aufregung, aber die Frauen sollten nur für die Russen kochen. Meine Mutter war nicht dabei, die versteckte sich vorsichtshalber zusammen mit der Tochter unserer Nachbarin im Holzschuppen unseres Gartens. Denn tagsüber waren wir, nachdem der Kampflärm sich verzogen hatte, wieder in unseren Wohnungen. Was die Frauen für die Russen gekocht haben, weiß ich nicht mehr, es muss aber etwas mit Fisch gewesen sein, denn die Russen betrieben Fischfang mit Eierhandgranaten. Eine einfache Sache: Man zieht die Handgranate ab und wirft sie ins Wasser, es

sprudelt auf, die betäubten Fische kommen nach oben, und man braucht sie nur noch einzusammeln. Heute würde man sagen, nicht sehr umweltfreundlich. Dass wir Kinder immer kesser wurden und uns jetzt beinahe ständig bei den Russen aufhielten, bescherte uns ein tief greifendes Ereignis. Ein Offizier sagte zu meinem Freund und mir: mitkommen! Wir bekamen jeder ein Behälter mit warmen Essen über die Schulter gehängt (wie ein Rucksack) und mussten dem Russen hinterher traben.

Der Weg ging die Scharfe-Lanke entlang bis zum Weinmeisterhornweg, dann den Weinmeisterhornweg rauf bis etwa zum Margaretenweg. Wir trauten unseren Augen nicht, hier musste der Krieg gerade erst zu Ende gewesen sein. Die Straße war übersät mit toten meist deutschen Soldaten. Dazwischen ausgebrannte Fahrzeuge und tote Pferde. Wir gelangten an ein Schützenloch mit russischen Soldaten. Hier wurden uns die Essenbehälter abgenommen, der Offizier sagte, „dawai“ und wir mussten den Weg allein zurück gehen. Wieder an dieser gespenstischen Totenwelt vorbei. Ein für mich, bis heute, prägendes Erlebnis.

Eines Tages im Mai 45 zog der Russentross von der Lanke-Werft wieder ab. Vor unseren „Befreiern“ hatten wir auch jetzt noch keine Ruhe. Einzelne Trupps russischer Soldaten durchstreiften unsere Gegend. Wohnungen wurden immer wieder durchsucht, man war auf der Jagd nach Uhren, Schmuck und vor allem Schnaps. Auch Frauen mussten sich weiterhin verstecken. Dieser Spuk wurde erst nach hartem Durchgreifen der Sowjetischen Kommandantur weitgehend eingedämmt (siehe Befehl Nr. 1 vom April 45, vom Stadtkommandanten Generaloberst Bersarin).

In eigener Sache



Wir gratulieren allen im Mai geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen und Mitgliedern

01.05. Frank Plunze, 03.05. Wolfgang Brockmann, 04.05. Peter Grosse, 04.05. Dieter Bischof, 05.05. Hans-Dieter Robel, 06.05. Margarete Meyer, 08.05. Wolfhard Besser, 09.05. Bernhard Wegmann, 10.05. Marie Luise Gericke, 12.05. Reinhard Spiller, 15.05. Albrecht Wagner, 16.05. Renate Dunst, 16.05. Hermann Pröhl, 19.05. Wolfgang Erler, 24.05. Hannelore Ehlers, 24.05. Richard Hebstreit, 27.05. Klaus Riemer, 28.05. Renate Degner, 28.05. Karl-Heinz Baer

Ankündigungen

HALBKREIS am Montag, 16.Mai 2022 um 17 Uhr

1959 Mein Start ins Berufsleben

Rainer Michael Gorkow wurde 1943 in Berlin Steglitz geboren.

1959 verließ er die 2.Oberschule Technischen Zweiges in Berlin Zehlendorf, um in das Berufsleben einzutreten.

Ohne Übergang, Freitag der letzte Schultag und am Montag begann das Berufsleben. Keine Unterstützung von den verschiedenen Institutionen.

Ein Sprung in das „Kalte Wasser“!

Welchen Berufswunsch habe ich? Lehrberuf bzw. Studium ?

Wo konnte ich mich bewerben? Wie verläuft die Ausbildung?

Welche Möglichkeiten bestehen mit dem erlernten Beruf nach dem Abschluss?

Fragen mit denen man alleine dastand.

Neues Forum

Peter Carow (geb. 1944), Mathematik- und Sportlehrer in der DDR, nach der Wende seit dem 6. Juni 1990 in Führungspositionen im neuen Bezirksamt Hellersdorf von Berlin bis zu seiner Pensionierung tätig.

Er ist einer der Erstbekenner zur Oppositionsbewegung "Neues Forum" im damaligen Ostberlin. Er gibt Einblicke in die Anfänge der Bestrebungen oppositioneller Menschen seines Umfeldes, deren begründete Sorgen und Ängste.

Ein kurzer Auszug aus seinem Roman zeigt abschließend, wie in der DDR mit Menschen umgegangen wurde, die es wagten, eine andere Meinung als die offizielle von der Partei der SED vorgegebene zu vertreten.

Moderation: Eva Geffers

Ort: Wein & Vinos GmbH, Hardenbergstr. 9a, Dachgeschoss, mit Fahrstuhl ,10623 Berlin

Verkehrsverbindung: U-Ernst-Reuter-Platz

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P: Jens Spletstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann, Lektorat und Layout: Margot Schmezer

ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378

Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE83 1002 0500 0003 3407 01

Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales